Jens Ebert

Erzwungene Distanz, ungewohnte Kommunikation, öffentliches Interesse. Deutsche Feldpostbriefe im zwanzigsten Jahrhundert

Der Erste Weltkrieg wird gemeinhin durchaus richtig als ‚Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts‘ oder als Beginn des ‚zweiten dreißigjährigen Krieges‘ bezeichnet. Doch er ist mehr. Kulturell betrachtet ist er auch ein Urknall von privater Kommunikation, infrastruktureller Entwicklung und gesellschaftlicher Verfasstheit. Das Zeitalter der Weltkriege war, nicht nur in Deutschland, aber hier in außerordentlichem Maße, eine Hochzeit brieflicher Kommunikation. Es hat wie kein anderer historischer Prozess die massenhafte Verbreitung der schriftlichen Kommunikation bei allen Schichten der Bevölkerung befördert. Waren es im Ersten Weltkrieg noch ca. 29 Mrd. Postsendungen, wurden im Zweiten bereits mehr als 40 Mrd. verschickt.¹ Ab 1910 galt Deutschland als vollständig alphabetisiert, ebenso wie Großbritannien und die Niederlande. Der Erste Weltkrieg hat die schriftliche Kommunikation als allgemeines Kulturgut maßgeblich durchgesetzt.

In der Geschichte des Briefes haben sich im Laufe der Zeiten die vielfältigsten Formen und Kategorien entwickelt. Der Feldpostbrief stellt hierbei etwas Besonderes dar. Er ist so alt, wie es Kriege sind. Entstanden als Kriegspost, also als Übermittlung rein militärischer Informationen, war er nicht unbedingt an Schrift gebunden, sondern wurde als mündliche Überlieferung organisiert. Läufer, später Reiter stellten zwischen Heer und Herrscher und zwischen einzelnen Truppenverbänden die Verbindung her. Das seit dem dreizehnten Jahrhundert existierende Nachrichtensystem des Deutschen Ordens kann als eine der frühesten Formen der Feldpost in Deutschland angesehen werden.² Kaiser Maximilian I. richtete um 1500 eine reguläre Postverbindung zwischen Militär und Heimat ein. Und Karl V. ließ 1522/24 wegen der Türkengefahr einen feldpostähnlichen Dienst organisieren. Im Dreißigjährigen Krieg wurde erstmals ein Feldpostamt eingerichtet. Die übermittelten Schriftstücke waren bis dahin ausschließlich offizielle Post oder Post der

¹ <https://sammlungen.museumsstiftung.de/feldpostbriefe/>

² Das legen die einschlägigen Akten im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin nahe.

Jens Ebert, Friedrich-Wolf-Gedenkstätte Oranienburg-Lehnitz

Oberschicht. Eine eigentliche Feldpost für alle Armeeangehörige, die eben nicht nur eine Kriegspost war, entwickelte sich seit dem achtzehnten Jahrhundert in Preußen infolge der zahlreichen militärischen Auseinandersetzungen, insbesondere im Siebenjährigen Krieg. Während der Befreiungskriege hatte Preußen 1813/14 drei Feldpostämter mit 27 Sekretären, vier Briefträgern und 79 Postillionen.³

Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 bestand die Norddeutsche Feldpost bereits aus 77 Feldpostanstalten mit 292 Beamten, 202 Unterbeamten und 294 Postillionen. Spätestens jetzt wird Feldpost in Deutschland hauptsächlich als private Post verstanden und nicht mehr als militärische Nachrichtübermittlung.

Angesichts des enormen Umfangs brieflicher Kommunikation im Zeitalter der Weltkriege stellt sich die Frage nach ihrer Spezifik. Zugespitzt lässt sich sagen: Die Spezifik des Feldpostbriefes ist, dass er – jenseits des Militärischen –, was die Themen oder Formen der Interaktion betrifft, unspezifisch ist. Im Krieg schreibt jeder. Feldpostbriefe wurden zudem auch von Personen verfasst, die in Friedenszeiten vielleicht nie eine schriftliche Mitteilung an eine andere Person geschrieben hätten. So finden sich im Feldpostbrief alle Elemente, die sich auch in allen anderen Briefarten finden lassen. Jede Form von Information, Mitteilung, Botschaft etc. wurde übermittelt. In jeder persönlichen Situation (Angst, Trauer, Wut, Freude, Optimismus, Melancholie etc.) wurden Feldpostbriefe geschrieben. Der schriftliche Austausch, so schwer er auch vielen fiel, war in jener Zeit zudem mehr als nur eine Informationsquelle oder ein Mitteilungsmedium. Er war der Versuch der Fortsetzung des Lebens im Frieden mit anderen Mitteln. Feldpost artikuliert – in unterschiedlicher Gewichtung – Elemente vom Liebesbrief bis zum Geschäftsschreiben. Daher sind viele Interpretationsansätze denkbar. Die herausragendsten, folgt man Clemens Schwender, sind Klatsch und Tratsch, die Arbeit, Nutzung und Wirkung von Propaganda und Medien, das Private und Intime, die Liebeskommunikation und, nicht zu vergessen, die Not und das Elend des Krieges.⁴ Die Zeugnisse des Austausches in Form von Feldpostbriefen bieten eine Innenansicht des soziokulturellen und historischen Systems. Für gewöhnlich gehen Alltagsgespräche verloren, doch aus dieser Zeit ist Alltag auf Papier festgehalten. Immerhin war der Feldpostbrief in jenen Tagen nahezu das einzige Medium der Individualkommunikation, das Soldaten mit ihrem familiären und sozialen Umfeld zu Hause verband – und dessen Nutzung gigantische Ausmaße erreichte.

Der Feldpostbrief ist historisch gesehen erstmals im Spätsommer 1914 eine massenhafte Form der Kommunikation. Eine freiwillige ist er nicht. Selbst wenn viele

³ Vgl. Schracke 1921.

⁴ Schwender 2009, 90.

Soldaten euphorisch dem Ruf zu den Waffen folgten: die sich daraus ergebende Distanz zur Familie, zu Freunden, zur Arbeitswelt, zum sozialen Umfeld war erzwungen. Interessant hierbei ist, dass das von Zeitzeugen, Publizisten und Historikern lange Zeit postulierte ‚Augusterlebnis‘ von 1914 gerade von der Feldpost eher widerlegt wird. Wenn es Euphorie gab, war sie rasch verfliegen. Der Anteil an Freiwilligen sank rapide.⁵ Im Zweiten Weltkrieg waren Freiwillige dann nur noch eine kleine Minderheit, meist ideologisch verblendet.

Die Distanz der Kommunikationspartner ist also unerwünscht und nicht freiwillig. Sie wird psychisch stärker empfunden, als sie real oft ist. Schon bei der Grundausbildung im Nachbarort fühlt man sich bereits in einer anderen Welt. Später haben viele Soldaten kaum eine geographische Vorstellung, wo genau sie sich befinden. Sie erbitten in ihren Briefen von zu Hause Zeitungen, um Informationen über ihren Frontabschnitt zu bekommen. Bei Truppenverlegungen zwischen Ost- und Westfront fahren Soldaten nicht selten durch ihre Heimatregionen. Trotz der örtlichen Nähe verstärkt dies das Empfinden von Distanz.

Im Zweiten Weltkrieg ist sowohl die gefühlte als auch die reale Entfernung von der Heimat und der Familie noch bedeutend größer.⁶

Die empfundene Distanz der Briefpartner in den Weltkriegen ist asymmetrisch. In der Heimat kann die Form der brieflichen Kommunikation mit dem Abwesenden noch Halt finden in bestehenden Lebensmustern: Der Geselle auf Wanderschaft, der nach Übersee ausgewanderte Verwandte, die Tochter, die in eine andere Gegend heiratet. Der Frontsoldat findet kaum etwas, was ihm Muster bietet. Er ist in völlig neue Lebensverhältnisse versetzt. Die Soldaten finden an der Front und in der Etappe Situationen vor, die ihnen vordem selbst unbekannt waren und die sie nur schwer der Familie und den Freunden daheim beschreiben können. Es fehlen sprachliche Modelle für neue Realitäten. Die Soldaten standen in beiden Weltkriegen vor dem Problem, der Familie zu Hause eine Lebenswirklichkeit mitteilen bzw. erklären zu wollen, die sie selbst nicht einmal ganz verstanden und die sich so sehr vom bisherigen Leben unterschied. Das Leben im Krieg ist mit dem Vokabular des Friedens nur bedingt mitzuteilen. Der Frontsoldat muss für sich auch erst erkunden, was von den neuen Erfahrungen er mitzuteilen bereit ist. Dieser Prozess ist für den Frontsoldaten im Ersten Weltkrieg und den Landser im Zweiten ein permanenter, nur selten abgeschlossener, wenn auch Wiederholungen und Abstumpfung eine gewisse Routine im Laufe der Jahre herstellten. Eine adäquate Sprache und neue Begrifflichkeiten mussten also gefunden werden. Doch dies war

⁵ Vgl. Ebert 2014.

⁶ Die beiden bedeutendsten Sammlungen von Feldpost in Deutschland sind das Feldpostarchiv im Museum für Kommunikation Berlin und die Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart. Vgl. auch Buchbender/Sterz 1982; Ebert 2002; Ebert 2014.

schwierig und so wurde der Krieg bzw. das Leben im Krieg meist nur da ausführlich beschrieben, wo es mit sprachlichen Mitteln aus Friedenszeiten möglich war. Das Neue, nicht nur das spezifisch Militärische – immerhin waren fast alle Soldaten zum ersten Mal in einem fremden Land, lernten eine fremde Kultur kennen – wird in Vergleichen beschrieben. Den größten Realitätsgehalt besitzen Berichte über die Bereiche der alltäglichen, unmittelbaren Erfahrungen. So nehmen die Beschreibungen der unzureichenden Quartiere, der Verpflegung, besonders wenn sie unzureichend ist, der Läuseplage oder der Unbill wegen schlechten Wetters oder harter Winter einen breiten Raum ein. Diese Passagen sind zum Teil sehr genau und teilen, obwohl das streng verboten ist, zahlreiche Einzelheiten mit. Zum Teil sehr offen und ohne Scham wird über die eigene Verwahrlosung und Verlausung gesprochen.

Allgemein ist zu beobachten, dass die Kriegswirklichkeit nur fragmentarisch beschrieben wird. Es dominieren Themen wie Post, Verpflegung und Wetter sowie persönliche Probleme aus dem Familien- und Freundeskreis.

In vielen Briefen ist der Krieg überhaupt nicht präsent. Über militärische Kämpfe wird nur sehr selten berichtet. Ebenso selten werden sie ausführlich beschrieben.

Es finden sich kaum Mitteilungen über Verwundungen oder Krankheiten. Wenn sie trotzdem zur Sprache kommen, versucht man, sie herunterzuspielen, als harmlos oder fast überstanden darzustellen, selbst wenn ihre Gefährlichkeit auch für einen medizinisch ungebildeten Briefempfänger offensichtlich ist. Schwerverletzte sind meist nicht mehr in der Lage, über sich zu berichten. In den Briefen von Sanitätern und Ärzten allerdings zeigt sich das ganze Ausmaß des Elends.

Die wichtigste neue Erfahrung, die die menschliche Existenz im Krieg so grundsätzlich von der im Frieden unterscheidet, nämlich die Erfahrung töten zu müssen, um der Gefahr zu entgehen, selber getötet zu werden, ist in den Äußerungen oft vollständig verdrängt.

Auffällig hierbei ist, dass die Erzählung von Tod und Sterben im Ersten Weltkrieg noch nicht so kulturell tabuisiert ist, wie im Zweiten. Der Tod war noch kein nur privates Ereignis. Für die kurz vor der Jahrhundertwende geborene Generation, die zudem weitaus ländlicher als städtischer geprägt war, war er noch vertrauter, noch mehr im Alltag verhaftet. Im Kreis der Familie sterbende und später zu Hause aufgebahrte Angehörige und Bekannte waren keine Seltenheit, ihr Sterben war für die Hinterbliebenen mit öffentlichen Pflichten und Ritualen verbunden.

Es wird durchaus häufig von Toten gesprochen. Sie sind nach Gefechten und Scharmützeln immer anwesend und auch räumlich nicht von der Sphäre der Lebenden getrennt. Es werden präzise Angaben von der Anzahl der Gefallenen mitgeteilt. Obwohl es Angehörige der eigenen Kompanie sind, bleiben die Toten aber fast immer anonym. Viele gefallene Soldaten sind den Schreibern allerdings nicht

persönlich bekannt. Auch der Tod von Bekannten wird eher lapidar mitgeteilt. Im Zweiten Weltkrieg wird der Tod in der Regel nur dann erwähnt, wenn der Gefallene in irgendeinem engeren Verhältnis zum Briefschreiber stand. Hier ist dann stets emotionale Betroffenheit spürbar.

Bei den nach Gefechten massenhaft umherliegenden Toten handelt es sich laut Beobachtungen des Briefschreibers in der Regel um die Angehörigen feindlicher Armeen. Die Berge eigener Toter werden ausgeblendet. Im Zweiten Weltkrieg ist der Anblick von Toten durch die Militärtechnik dem unmittelbaren Lebensraum entrückter. Tote sind in ihrer Körperlichkeit auch viel entstellter. Das Bild des Todes und die Mitteilungen über ihn werden noch anonym.

Seltener noch als das Sterben, nämlich fast überhaupt nie, wird das Töten thematisiert. Im Ersten Weltkrieg gab es auch noch kaum ideologische oder ähnliche Rechtfertigungen für das Töten. Noch waren die moralischen und ethischen Schleusen nicht geöffnet, wie im Zweiten Weltkrieg, wo man, wie die NS-Propaganda trommelte, gegen ‚Untermenschen‘ und ‚Ungeziefer‘ kämpfte. Im Ersten Weltkrieg sah man im Gegner auch den Menschen, manchmal gar den Nachbarn. Noch spielte das Fünfte Gebot im moralischen Bewusstsein eine Rolle. Bei der Schilderung von Tötungssituationen wird immer eine gewisse Distanz bewahrt, nicht selten durch einen Ton technischer Beschreibung. Die räumliche Distanz beim Töten ist im Zweiten Weltkrieg bedeutend größer und scheint vom Handeln des Einzelnen stärker entkoppelt, was auch in den Mitteilungen zum Tragen kommt.

Die Briefe sagen über die militärische Seite des Krieges mitunter erstaunlich wenig aus. Die Übermächtigkeit des allgegenwärtigen Todes führt zur Verdrängung der Gefahr. Generell wird der Krieg bzw. das Leben im Krieg in der Regel nur da ausführlich beschrieben, wo es sich mit den aus Friedenszeiten bekannten Vorstellungen, Erfahrungen und Werten formulieren lässt. In den Briefen erscheint der Krieg oft als die Fortsetzung des Lebens im Frieden unter anderen – schweren, unangenehmeren, gefährlicheren – Bedingungen. Es scheint, dass der Krieg, sofern er sich mit Werten aus der Arbeitswelt in Friedenszeiten artikulieren lässt (Fleiß, Ausdauer, Durchhalten, Pflicht, Gehorsam, Unterordnung etc.) durchaus angenommen wird.

Die schriftliche Kommunikation ist in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts den meisten Deutschen noch ungewohnt. Größte Probleme haben die Schreiber, sich schriftlich über Gefühle zu äußern, ist doch bereits die mündliche Verständigung darüber den Menschen kaum vertraut. Das Mitteilen von Gefühlen ist in der Gesellschaft kaum entwickelt. Doch gerade in Kriegszeiten ist dies vielen ein Bedürfnis. Mitteilungen sind hier entweder besonders ungenau oder - das andere Extrem - drastisch. Die eigene Befindlichkeit wird meist euphemistisch

artikuliert. Viele Briefe dokumentieren dennoch fast lehrbuchhaft, was heutige Mediziner als posttraumatische Belastungsstörung diagnostizieren würden.

Parallel zum Fronteinsatz verändern sich auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen in der Heimat – auch hier oft dramatisch und daher ebenfalls nur schwer vermittelbar. Die Soldaten begreifen die neuen Realitäten in der Heimat oft genauso wenig, wie die Familien das Frontleben erfassen können. Aus Missverständnissen ergeben sich Konflikte. Selbst wenn dies erkannt und in den Feldpostbriefen angesprochen wird, führt es kaum zu einer Lösung. Solcherart Probleme, die durch die Distanz kaum gelöst werden können, werden oftmals auf den Urlaub verschoben.

Die traditionellen Geschlechterverhältnisse verändern sich rasch. Die Soldaten sind nur noch bedingt das Familienoberhaupt. Ein wichtiger Impuls ihrer Briefe aber ist, durch sie weiterhin an Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen zu Hause beteiligt zu sein. Besonders bei finanziellen Fragen gibt es Ratschläge und Anweisungen. Bei längerer Abwesenheit erlahmen mit der Zeit aber zunehmend Versuche, in das Familienleben per Brief einzugreifen.

Feldpostbriefe geben aus den verschiedensten Gründen nur Ausschnitte der Wirklichkeit wieder und verzerren so das Bild des Krieges sowohl in der Heimat als auch für spätere Generationen. Hier spielt die Zensurproblematik mit hinein. Sie verbietet bzw. verhindert oder erschwert das Kommunizieren bestimmter Themen, Probleme und Erfahrungen. Allerdings darf der Einfluss der Zensur auch nicht überbewertet werden. Um Hindernisse beim Schreiben zu überwinden, werden die verschiedensten Umgehungstrategien entwickelt und die Angst vor Sanktionen lässt allgemein nach, besonders aber in Extremsituationen.

Ohnehin gab es eine funktionierende Feldpostzensur im Ersten Weltkrieg erst ab 1916 und auch dann nur bei Briefen von der Front. Das Briefgeheimnis wurde nie aufgehoben. Im Zweiten Weltkrieg ist Briefzensur ein deutlich ernster genommenes Problem – auch weil sie bei Kriegsausbruch keine neue Erfahrung war. Schon mit der Reichstagsbrandverordnung von 1933 war das Briefgeheimnis offiziell aufgehoben worden.

Stärker zu veranschlagen ist wohl die sogenannte Selbstzensur, nicht nur im engeren Sinne.

Das Leben an der Front bot breite Möglichkeiten auch der Selbstinszenierung, da die Realität den Briefempfängern in der Heimat oft unbekannt war bzw. diese in den Medien nur propagandistisch verzerrt informiert wurden.

Vieles von ihrer mörderischen Realität wird den Soldaten bewusst, aber noch mehr bleibt unbewusst. Vieles wollen sie sich selbst nicht klar machen und scheuen deshalb, es aufzuschreiben. Vieles steht zwischen den Zeilen. Das allerdings ist kein Spezifikum des Schreibens im Krieg.

Umfangreiche Berichte geben die Soldaten in Briefen, die sie an die ganze Familie, also ein größeres Personenspektrum, richten, auch wenn sie nur an eine

Person adressiert waren. Immer wurde mitgedacht und erwartet, oft auch verlangt, dass mehrere Mitglieder der Familie, Freunde und Bekannte ganz oder teilweise mit dem Inhalt vertraut gemacht wurden. Besonders in der ländlichen Bevölkerung stellte ein Brief von der Front ein für viele Menschen, nicht nur den direkten Empfänger, spannendes Ereignis dar und konnte auch zu sozialen Konflikten führen, wenn Informationen selektiv an bestimmte Personen vermittelt wurden.

Auch der Adressatenbezug ist bei der Modifikation oder gar beim Verschweigen von Informationen von Belang. Clemens Schwender brachte dies auf den Punkt:

Wenn jemand systemkonform schrieb, kann man aus heutiger Sicht davon ausgehen, dass dies der Haltung des Schreibers entsprach, denn niemand konnte ihn dazu zwingen, entsprechende Offenbarungen in der privaten Kommunikation zu tätigen. Wenn sich jemand gegen das System äußerte, kann man diese Aussagen ernst nehmen, denn er übte Kritik angesichts der Gefahr erwischt zu werden. Nur wenn jemand nichts Entsprechendes schreibt, ist dies nicht zu interpretieren. Tatsächlich finden sich viele systemkonforme und viele systemkritische Passagen in den Briefen, die sich interpretieren lassen.

Der Inhalt wie auch das, was nicht geschrieben wird, sind eher dominiert vom kommunikativen Bezug zum Adressaten. Was man der eigenen Mutter schreibt, wird etwas anderes sein als das, was man Freunden und Kameraden anvertraut. Geht es in einem Fall darum, Signale zu senden, die möglichst wenig Anlass zur Beunruhigung bieten, kann man in anderem Fall auch mal die eine und andere gefährliche Situation beschreiben, die man mit Wagemut gemeistert hat.⁷

Feldpostbriefe – und dies bestimmt bis heute unsere Wahrnehmung – waren stets Gegenstand eines öffentlichen Interesses und medialen Diskurses. Ganz besonders trifft dies auf die Feldpost im Zeitalter der Weltkriege zu. In Zeitungen und Zeitschriften erschienen bereits im August 1914 erste Feldpostbriefe. Das öffentliche Interesse an den persönlichen Reflexionen war allgemein groß, wurde durch die Flut der Veröffentlichungen aber z. T. auch erst geweckt. Stil, Form und inhaltliche Grundaussage der Briefe in der Presse unterscheiden sich allerdings deutlich von denen, die sich heute in Archiven und wissenschaftlich fundierten Editionen finden.

Die in Zeitungen und Zeitschriften ab 1914 abgedruckten Briefe sind oft recht lang und erzählen präzise und geordnet von den Erfahrungen an der Front. Das zeigt, dass sie in der Regel bereits verfasst worden sind im Blick auf eine Veröffentlichung oder gar ‚Auftragswerke‘ der Redaktionen waren. Die Briefe stammten zumeist von Akademikern und gebildeteren Bürgern, wie Diktion und Stil vertragen. Als besonders geeignet für die Propaganda galten Studenten. Sie waren gebildet, konnten also wirkungsvolle Texte verfassen und waren jung, was ihnen

7 Schwender 2009, 87.

einen hohen Sympathiewert zuschrieb. Gerade bei Studenten ist dann zu vermuten, dass die „Hoffnung, die Briefe veröffentlicht zu sehen, [...] auch eine Rolle auf der stilistischen Ebene“ spielte.⁸ Die Briefe waren zudem ohne Zweifel in den Redaktionen auch bearbeitet worden. Ansonsten hätte sich ein durchweg literarisch anmutendes Niveau der Texte nicht garantieren lassen. Wenn, wie so oft, nur Auszüge abgedruckt wurden, ist eine Vorauswahl ohnehin eindeutig. Damit die vereinheitlichende Tätigkeit der Redaktionen nicht allzu offensichtlich wurde, gab es durchaus auch Briefe des ‚kleinen Mannes‘, die man zwar auch ohne orthographische oder grammatikalische Fehler abdruckte, aber dafür mit Jargon-Begriffen und Dialektismen ‚würzte‘.

Die Frage, ob ihr Material repräsentativ sei, hätten die Herausgeber von Feldpost und die verantwortlichen Journalisten während des Krieges wohl kaum verstanden. Repräsentativ war eben alles, was staatskonform war. Die zugelassene Öffentlichkeit und die Medien waren so kaisertreu, dass sie Kritisches und Abweichendes gar nicht erst erreichte oder von ihnen nicht wahr- und ernstgenommen wurde. Zaghafte Ansätze einer demokratischen publizistischen Öffentlichkeit wurden mit Beginn des Krieges völlig beseitigt, die begrenzte Pressefreiheit durch Militärzensur ersetzt. In bislang nicht gekanntem Maße wurden die Zeitungen ab 1915 durch das Kriegspresseamt einer Uniformierung unterzogen, die der äußerlichen der eingezogenen Männer in nichts nachstand.

Bevor also die Masse der Kriegsteilnehmer selbst Zeit und Muße fand, Briefe über das Leben in der Kaserne, der Etappe oder an der Front nach Hause zu schreiben, waren ihnen gleichsam modellhaft typische Erlebnisse und deren Ausformulierungen bekannt. Diese wurden nicht selten nachgeahmt und kopiert. Hinter dem ‚Heldentum‘ der in Zeitungen veröffentlichten Feldpostbriefe wollte zunächst niemand zurückstehen. Es schmeichelte zudem dem eigenen Ego, sich als ‚ganzer Kerl‘ zu fühlen. Und so wurden weitere Texte nach den Vorlagen der Zeitungen geschrieben. Heute ist es kaum mehr festzustellen, welcher Text durch welchen geprägt wurde. Schon in Friedenszeiten waren Soldaten resp. Offiziere, ‚soldatische Männer‘, positive Leitfiguren der kaiserlichen Gesellschaft, denen es nachzueifern galt. Als aber vielen Frontsoldaten klar wurde, dass die eigenen konträren Erfahrungen keine vereinzelt, abseitigen waren, sondern massenhaft gemacht wurden, verlor das offizielle Bild sukzessive – so zeigen die überlieferten Briefe – seine normierende Wirkung. Ab Ende 1915 schwindet das Pathos nach und nach aus den Briefen.

Bereits während des Krieges, als noch nicht absehbar war, wann er endete, aber schon, dass dies nicht so bald der Fall sein würde, erschienen auch die

⁸ Daviet-Vincent 2008, 133.

ersten Buchpublikationen mit ausgewählten Feldpostbriefen. Bald schon gab es eine nicht mehr überschaubare Anzahl solcher Sammelbände und -broschüren. Einen neuen Höhepunkt auch bei der Publikation von Feldpostbriefen gab es im Umfeld des Hypes der Kriegsliteratur 1928/29. Dieser wirkte noch nach, war noch im Bewusstsein verankert, als man ab 1939 wieder Feldpostbriefe zu schreiben gezwungen war.

In der Weimarer Republik mit ihren politischen Wirren und Auseinandersetzungen gab es ein breites Interesse an diesen Texten, das durch Sammelbände bedient, aber auch teilweise erst geweckt wurde. Die Briefbände schienen zudem die vaterländischen Deutungen zu bestätigen – kein Wunder, waren die Briefe doch durchweg von deutschnationalen, konservativen und monarchistischen Herausgebern ausgesucht und, so ist zu vermuten, kräftig bearbeitet worden. Außerdem waren die publizierten Briefe nicht selten mit Blick auf eine Publikation verfasst oder von Angehörigen eingereicht worden. Wir wissen heute nicht, in welcher Textgestalt diese Briefe bei den Herausgebern oder Redaktionen eintrafen, doch nicht selten dürfte es sich um bereits vor-bearbeitete Texte gehandelt haben.

Die bis heute wohl bekannteste Feldpost-Anthologie ist der Band *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, der erstmals bereits 1915 unter dem Titel *Kriegsbriefe deutscher Studenten* erschien. Herausgeber war der Freiburger Professor für Literatur (!), Philipp Witkop.

Die Anthologie wurde in den verschiedenen Auflagen dem sich verändernden Zeitgeist mehrfach angepasst, zuletzt 1933.⁹ Die wohl relevanteste Ausgabe erschien im Jahr 1929.¹⁰ An ihr lassen sich sinnfällig Grund und Zielrichtung solcher Publikationen festmachen. Sie dienten vornehmlich der patriotischen Erziehung – oder Erbauung. Die Briefe wurden sorgsam ausgewählt, um einem deutschnationalen Weltbild zu entsprechen, um politische Positionen in der Gegenwart zu besetzen und zu legitimieren. Mit der tragischen Erinnerung an die Opfer des Ersten Weltkrieges wurde nicht zuletzt der Boden für den Zweiten bereitet. Leider ist ungeklärt, ob die mehrere Tausend Briefe umfassende Sammlung, aus der Witkop ausgewählt haben will, jemals archiviert wurde.

Die *Kriegsbriefe gefallener Studenten* reihten sich ein in die heftigen Diskussionen des Jahres 1928, als der Reichstag über den Bau des Panzerkreuzers A debattierte und der gerade erschienene Anti-Kriegs-Bestseller *Im Westen nichts Neues* die Initialzündung für eine beispiellose gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Krieg und Frieden war. Dass dieses Thema nicht nur in Deutschland relevant war, ist an den Übersetzungen des Bandes u. a. ins Schwedische, Englische und

⁹ Vgl. Witkop 1933.

¹⁰ Vgl. Witkop 1929.

Dänische abzulesen.¹¹ Die „Kriegsbriefe“ erreichten durch ihren gehobenen, emotionalen, oft pathetischen Stil und die geradezu literarischen Dimensionen breite Akzeptanz.

Eine umfangreiche Edition von Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg unter dem gleichen Namen wie die Witkop-Ausgabe hatte in der BRD der 50er Jahre kaum nennenswerten Erfolg.¹² Furore hingegen machte ein schmales Bändchen, das sich – anonym herausgegeben – auf die ‚Schlacht des Jahrhunderts‘ begrenzte: *Letzte Briefe aus Stalingrad*. Erstmalig erschienen im kleinen Quadriga-Verlag wurde es umgehend von Bertelsmann übernommen.¹³ Dieses Buch hat eine Vorgeschichte: Bereits Goebbels hatte 1943 die Publikation „Heldenlied Stalingrad“ in Auftrag gegebenen.¹⁴ Diese sollte mit letzten Briefen, heroischen selbstverständlich, die kriegsmüde Bevölkerung für den ‚totalen Krieg‘ begeistern. Doch die gesammelten authentischen Briefe sperren sich gegen eine solche Funktionalisierung. Die Publikation wurde gestoppt, die Materialien kamen ins Archiv.¹⁵ Für beide Projekte war der PK-Mann¹⁶ Heinz Schröter zuständig. Da die authentischen Briefe für die Goebbels-Broschüre 1945 im Heeresarchiv verbrannt waren, schrieb er für die Bertelsmann-Edition die Briefe einfach neu. Anleihen und Zitate aus Briefen von Kollegen und Bekannten und eventuell Aufzeichnungen von 1943 dienten als Ausgangspunkt. Gelesen als authentische Dokumente waren die *Letzten Briefe* nichts anderes als Literatur, fiktionale Texte im Gewande historischen Materials, was ihren großen Erfolg erklärt. Diese ‚Feldpostbriefe‘ waren auf den Erwartungshorizont eines breiten Publikums hin geschrieben, anders als authentische Mitteilungen.

Die *Letzten Briefe aus Stalingrad* wurden allgemein als authentisch angesehen und ins Russische, Französische und andere Fremdsprachen übersetzt. In Japan sollen sie gar in Gymnasien als Zeugnisse deutschen Charakters behandelt worden sein. Schnell erreichten sie einen großen Bekanntheitsgrad und galten auch in wissenschaftlichen Werken als zitierbar. Dass die Briefe so gern zitiert werden, mag daran liegen, dass sie sich alle durch ein hohes sprachliches Niveau und literarischen Stil auszeichnen. Die Sprache der Briefe ist literarisch, bilderreich und poetisch – und darin einheitlich. Auch das Pathos der Briefe eint sie, ebenso wie der sinnfällige Versuch, beim Leser Mitleid für die lediglich ‚verführten‘ und

¹¹ Vgl. Sidste Breve 1954; Sista Breven 1955; Last Letters 1956.

¹² Vgl. Baehr 1952.

¹³ Vgl. Letzte Briefe 1950 und 1953.

¹⁴ Bundesarchiv/Militärarchiv Freiburg i. Br.

¹⁵ Sie kamen ins Heeresarchiv Potsdam, dessen Bestände zum großen Teil 1945 verbrannten. Die restlichen Akten kamen später ins Militärarchiv der DDR.

¹⁶ Schröter war Leutnant der Propaganda-Kompanie der 6. Armee.

später ‚verratenen‘ Soldaten und Offiziere zu erzeugen. Mit den erklärenden Schilderungen eines Opfertodes entsprach die Briefanthologie in der Nachkriegszeit den westdeutschen Bedürfnissen nach ‚Aufarbeitung‘ der Vergangenheit und der Bestätigung einer aktualisierten alten Angst vor der ‚Bedrohung aus dem Osten‘.

Bis heute ist es für den Leser kaum möglich zwischen authentischen und fingierten Feldpostbriefen zu unterscheiden – und wohl auch nicht von Interesse. Zu sehr haben die Formate des Infotainments die Grenzen verwischt.

Der Feldpostbrief zeigt, dass nicht nur die Schreiber in solcher Extremsituation ihre Erlebnisse und Erfahrungen bearbeiten und in Form von Geschichten erzählen. Die breitenwirksame Publikationspraxis trug zur Literarisierung dieser ursprünglich nicht-literarischen Textsorte bei.

Feldpostbriefe bezogen ihre Faszination aus der Tatsache, dass sie am Schnittpunkt zwischen privatem Erleben und historischer Aura stehen. Aber auch der voyeuristische Blick, die Möglichkeit mit der Lektüre am Leben und Erleben anderer teilnehmen zu können, spielte mit hinein. Die wohl bekannteste Briefedition *Feldpostbriefe gefallener Soldaten* ist ein Beispiel dafür, wie das Mitfühlen, Mitempfinden, gar Miterleben ideologisch gesteuert wurden. Der Leser kam nicht nur den Briefeschreibern sehr nahe, sondern auch einer bestimmten Weltsicht – einer deutsch-nationalen, an die der Nationalsozialismus problemlos andocken konnte.

In den letzten 20 Jahren wurde unser Zugang zu Feldpostbriefen durch Formate des Infotainments geprägt. Hier wurden die Texte nicht als Dokumente von individueller Erfahrung und Reflexion verstanden, sondern verkamen zu bloßen Illustrationen bestehender ideologischer, weltanschaulicher oder politischer Positionen.

In das Lesen nicht nur von Feldpostbriefen gehen zu unterschiedlichen Zeiten verschiedenste Erfahrungen, Kenntnisse und Anschauungen ein, so dass Feldpostbriefe auch immer wieder neu gelesen und verstanden werden.

Literatur

- Baehr, Walter (1952). *Kriegsbriefe gefallener Studenten*. Tübingen, Stuttgart.
- Buchbender, Ortwin u. Reinhold Sterz (Hg.) (1982). *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945*. München.
- Daviet-Vincent, Marie-Benedicte (2008). *Die „Logik der Ehre“ 1914–1918. Göttinger Studentenverbindungen im Ersten Weltkrieg – Zeugnisse aus Feldpostbriefen und Kriegszeitungen*. Köln.
- Ebert, Jens (Hg.) (2002): *Feldpostbriefe aus Stalingrad. November 1942 bis Januar 1943*. Göttingen.

- Ebert, Jens (2014). *Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Briefe aus dem Weltkrieg 1914–1918*. Göttingen.
- Last Letters from Stalingrad* (1956). London.
- Letzte Briefe aus Stalingrad* (1950). Frankfurt a. M.
- Letzte Briefe aus Stalingrad* (1954). Gütersloh.
- Remarque, Erich Maria (1929). *Im Westen nichts Neues*. Berlin.
- Schracke, Karl (1921). *Geschichte der deutschen Feldpost im Kriege 1914/18*. Im Auftrag des Reichspostministeriums verfaßt. Berlin.
- Schwender, Clemens (2009). „Formale und inhaltliche Erschließung von Ego-Dokumenten aus dem Zweiten Weltkrieg – Erfahrungen aus der Feldpostsammlung Berlin“, in: *Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung*. Hg. v. Manfred Seifert u. Sönke Friedreich. Dresden: 79–92.
- Sidste Breve fra Stalingrad* (1954). Kopenhagen.
- Sista Breven från Stalingrad* (1955). Stockholm.
- Witkop, Philipp (1929). *Kriegsbriefe gefallener Studenten*. München.
- Witkop, Philipp (Hg.) (1933). *Kriegsbriefe gefallener Studenten*. Hg. in Verb. mit den dt. Unterrichts-Ministerien. München.

Internetquellen

<https://sammlungen.museumsstiftung.de/feldpostbriefe/>